

Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG

Die Päpstin

Von Rainer Hank

Vergangene Woche hat uns Lencke Wischhusen in der F.A.S.-Redaktion besucht. Die Dame ist Unternehmerin, 27 Jahre alt und seit vergangenem Herbst Bundesvorsitzende des Verbandes Junger Unternehmer. Wischhusen hat erzählt, wie sie zu ihrem Amt gekommen ist: Eigentlich hatten die Verbandsleute, wie das so üblich ist, längst einen Mann als neuen Chef ausgekugelt. Doch Wischhusen meldete ihren Anspruch an, netzwerkartig ordentlich drauflos und obsiegte in einer Kampfkandidatur nach einer brillanten Bewerbungsrede. Dass eine attraktive Jungunternehmerin dem lobbyistischen Unternehmerinteresse in Fernseh-Talkshows nicht abträglich ist, hat sie dabei offensiv – zusätzlich! – ausgespielt.

So also kommen in der „freien Wirtschaft“ Frauen nach oben. Und wie geht das in der katholischen Kirche? Man höre und staune: Dort sollen künftig Frauen noch viel massenhafter Karriere machen als in der Wirtschaft. Das haben die katholischen Bischöfe Deutschlands dieser Tage allen Ernstes angekündigt. Es zeige sich, dass die Förderung von Frauen positive Folgen für das Leben und den Dienst in der Kirche haben werde, so der Vorsitzende Erzbischof Robert Zollitsch. Donnerwetter, denken wir, und können uns den albernem (und in der freitäglichen „heute-show“ hübsch inszenierten) Einfall nicht verkneifen, dass in Rom kommende Woche eine Stelle frei wird, wo eine couragierte Frau einmal die Wischhusen-Nummer ausprobieren könnte.

Tatsächlich, das wird gerne übersehen, ist die katholische Kirche mit 650 000 hauptamtlich Beschäftigten der größte Konzern in Deutschland, deutlich vor Post, Bahn oder Siemens. Höchste Zeit also, gendernmäßig nachzuziehen, denken sich die Bischöfe und verkünden stolz, jetzt schon gebe es auf der oberen Leitungsebene der Kirche 13 Prozent Frauen. Moment, haben wir da etwas übersehen? Unter den geistlichen Bischofsherrn, die da in Trier vor der Presse ihre neue Frau-

Die katholische Kirche will Frauen stärker fördern. Das klingt wie ein Scherz.

enfreundlichkeit zu Protokoll gaben, scheint man die 13 Prozent jedenfalls bislang vergessen zu haben. Auch die Caritas, mit 500 000 Beschäftigten die größte Firma unterhalb der bischöflichen Holding, hat einen Priester an der Spitze, und in den Pfarreien in Stadt und Land spenden die Priester nicht nur die Sakramente, sondern sie sitzen dort auch an den Schalthebeln der Macht. Gewiss, es gibt kirchliche Krankenhäuser, die von Frauen geleitet werden, doch die Vorgaben kommen auch dort von den Männern, was nicht zuletzt der Kölner Skandal der verweigerten „Pille danach“ zeigte.

Zwar geben die Bischöfe zu, dass Frauen auf unabsehbare Zeit keinen Zugang zum Weiheamt (etwa als Priester oder Bischöfe) bekommen werden, sie verschweigen aber, dass nach wie vor, wenn es wichtig wird, Weiheamt und Leitungsamt zusammenfallen, einfacher gesagt, die Kirchenmänner die Macht nicht abgeben wollen. „Als Frau kommst du in diesem Junggesellenverein nur mit dem Staubsauger nach oben“, spottet die Theologin Uta Ranke-Heinemann.

Wäre das Karriereprogramm für Frauen mehr als eine PR-Aktion in schwierigen Zeiten, müsste die Kirche zwischen Macht und Weiheamt rigoros unterscheiden: Dann könnte zum Beispiel eine Frau als CEO ein Bistum leiten, die ihrerseits geweihte Männer einstellt, die den Gläubigen Sakramente spenden.

Es mag ja gute theologische Gründe geben, die gegen einen solchen Konzernumbau sprechen. Dann sollen die Herren das aber auch sagen – ansonsten machen sie jungen Frauen falsche Karriereversprechungen, was unaufrichtig und unverantwortlich zugleich ist. Die nackte Realität kommt unbewusst an den Tag, sieht man sich die Begrüßungsformel an, mit der in der vergangenen Woche von einer Nonne das Karriereprogramm dem Kirchengenossen präsentiert wurde: „Eminenzen, Exzellenzen, sehr verehrte, liebe Bischöfe, meine Damen und Herren“.

kann mit gutem Gewissen sagen, sich selbst und dieser Welt etwas Gutes getan zu haben.

Caroline Bossong, Limburg

Studienabschluss

Politik Zu „Die Gemeinde“ von Thomas Gutscher (10. Februar):

Wenn nach über 35 Berufsjahren bei Bewerbungen im öffentlichen Dienst ein in „grauer Vorzeit“ nicht abgeschlossenes Studium ein Ausschlusskriterium ist, dann ist es nur gerecht, wenn eine Ministerin (dies gilt auch für andere Amtsträger in Ämtern und Politik) ihren Job verliert, wenn nachträglich der akademische Abschluss aberkannt wird, egal nach wie vielen Jahren! Da habe ich kein Mitleid!

Detlef Dechant, Meckenheim

Eisenbahn

Wirtschaft Zu „Das Eisenbahn-Bummelamt“ von Christian Siedenbiedel (17. Februar):

In einem Zeitraum von über 10 Jahren wurden von der Schienenfahrzeugindustrie unter Mitwirkung der DB viel „technischer Murks“ geliefert. Dies gilt insbesondere für falsch dimensionierte Radatzwellen und Räder. Daher ist es verständlich, dass das Eisenbahn-Bundesamt (EBA) endlich genauer hinschaut, wenn die Sicherheit im Vordergrund steht. Dies ist besonders wichtig, da neue Züge mit höheren Anforderungsprofilen und Laufleistungen in immer kürzerer Zeit unter Kostendruck entwickelt und erprobt werden müssen. Wegen des starken Drucks der Industrie und der DB lassen sich kaum kompetente und unabhängige Gutachter finden, die auf eventuell fehlerhafte Auslegungen und unzutreffende Normen hinweisen, da sie unter Umständen mit Entzug von Aufträgen rechnen müssen. Als ehemaliger Gutachter des EBA hatte ich ei-

Machtverzicht zahlt sich aus

Keiner muss für sich allein kämpfen. Das beweist der Spieltheoretiker John Nash.

Um sich als Ökonom unsterblich zu machen, benötigte der Mann mit der filmreifen Biographie gerade mal eine Seite. Nachzulesen ist sie in der Fachzeitschrift „Proceedings of the National Academy“, Jahrgang 1950: In knappen, hölzernen Sätzen analysiert John F. Nash Jr., damals 21 Jahre alt, wie sich Menschen in Konfliktsituationen verhalten, wenn sie nicht wissen, was ihr Gegenüber plant. Nash argumentiert mit Formeln und schlussfolgert nach wenigen Zeilen, es müsse stets ein Gleichgewicht geben, also eine Konstellation, in der es sich für niemanden lohnt, sein Verhalten zu ändern, solange alle anderen ihren „Strategien“ treu bleiben.

Brisant ist diese Erkenntnis, weil es allen Beteiligten bessergehen könnte als in diesem Zustand, würden sie gemeinsame Sache machen. Doch dazu kommt es nicht, denn niemand hat im Gleichgewicht einen Anreiz, sein Verhalten zu ändern: Eine Welt ohne Atomwaffen wäre schön, aber wer fängt an, abzurüsten? Die Tragweite dieser Einsicht erkannten selbst namhafte Kollegen nicht sofort. Erst Jahre später entwickelte sich das „Nash-Gleichgewicht“ zu einem zentralen Lösungskonzept der Spieltheorie mit weitreichenden Folgen für die Sozialwissenschaften. Den Nobelpreis für Wirtschaft erhielt Nash 1994.

Veröffentlichungen des Amerikaners sind Raritäten. In einem Lebensabschnitt, in dem andere Forscher ihre produktivsten Phasen haben, publizierte der Architekt der Spieltheorie nicht eine einzige Zeile. Der Grund ist tragisch: Mit Anfang 30 erkrankte Nash an Schizophrenie, mehr als drei Jahrzehnte lang war er nicht in der Lage zu arbeiten, immer wieder musste er sich in der Psychiatrie behandeln lassen. Zwischen 1966 und 1996 klappt auf seiner Publikationsliste eine Lücke. Erst im fortgeschrittenen Alter konnte Nash die Krankheit hinter sich lassen und sich wieder der Forschung widmen, allerdings ohne größeren Drang, seine Arbeiten zu veröffentlichen. Ein Leben zwischen Genie und Wahnsinn, das Hollywood zu dem Oscar-prämierten Film „A beautiful mind“ inspirierte.

Angesichts seiner Vorgeschichte ist Nashs jüngster Beitrag umso bemerkenswerter. Knapp 63 Jahre nach seiner visionären Veröffentlichung in den „Proceedings of the National Academy“ ist Ende 2012 im selben Journal ein neuer Artikel des 84 Jahre alten Forschers erschienen. Gemeinsam mit einem weiteren Pionier der Spieltheorie, dem deutschen Nobelpreisträger Reinhard Selten (82), sowie den beiden Experimentalforschern Axel Ockenfels (Universität zu Köln)

und Rosemarie Nagel (Universität Pompeu Fabra, Barcelona) ist Nash der Frage nachgegangen, wie unter Menschen Kooperation und Fairness entstehen können, wenn die Verhandlungsmacht zwischen ih-

fliktösungen und unterbindet Machtmissbrauch.

Die gemeinsame Arbeit der Forscher begann 2006, als Nash und Selten einer Einladung nach Köln folgten. „Seitdem stehen wir in regelmäßigem Kontakt“, sagt Ockenfels, der Nash als sehr umgänglichen und vielseitig interessierten Kollegen beschreibt. Die Grundlage für die Studie legte Nash, indem er am Computer simulierte, wie sich Menschen in kleinen Gruppen verhalten, wenn sie Macht abtreten können. „Mit dem Einfluss von Professor Selten ist die Idee entstanden, die Ergebnisse in einem Experiment mit menschlichen Spielern zu testen“, sagt Nash. In einer Laborstudie teilten die Forscher 300 Probanden in Dreiergruppen ein. In jeder Gruppe wählten die Teilnehmer jeweils einen Vertreter, der entschei-



nen ungleich verteilt ist. Das Forscherquartett gibt eine einfache Antwort: Wenn Menschen freiwillig Verhandlungsmacht an gewählte Repräsentanten abgeben, fördert das faire und effiziente Kon-

den durfte, wie eine Auszahlung innerhalb der Gruppe verteilt wird. Der mächtige Gruppenrepräsentant konnte sich seiner Position dabei nie sicher sein, denn die Wahl wurde vierzigmal wiederholt. Im Labor zeigte sich, dass die Probanden sich zwar anfangs eigennützig verhalten und ihre starke Position in hohe persönliche Gewinne ummünzen. Langfristig jedoch führt das demokratische Verfahren zum Ausgleich der Interessen zwischen starken und schwachen Gruppenmitgliedern. Eigennützig Repräsentanten werden abgestraft und von der Gruppe diszipliniert. „Durch ein als fair anerkanntes Wahlsystem können Konflikte entschärft und Kooperation geschaffen werden“, folgern die Autoren. Die Bereitschaft, in einem gewissen Maße auch ungleiche Behandlung zu akzeptieren, steige, wenn das Wahlverfahren gerecht sei.

Das Ergebnis mag auf den ersten Blick nicht überraschen, doch die neoklassische Mainstream-Ökonomie könne das Verhalten der Probanden nicht erklären, sagt Forscher Ockenfels: „Die Wirtschaftswissenschaft ist bisher überfordert, Koalitionsbildung in komplexen Verhandlungssituationen deskriptiv überzeugend abzubilden.“ Bemerkenswert ist, dass die Forschungsergebnisse eine Brücke zwischen zwei oft isolierten Gebieten der Spieltheorie schlagen: der „kooperativen“ und „nicht-kooperativen“ Spieltheorie. In der ersten Spielart sind Institutionen für das Zustandekommen von Kooperationen nebensächlich, in der zweiten sind sie zentral. Um die Laborergebnisse zu erklären, verwenden die Forscher beide konkurrierenden Ansätze.

Ockenfels will die Studie von ihrer Bedeutung nicht mit Nashs bahnbrechender Forschung von 1950 vergleichen. Dennoch hofft er, dass sie Impulse für Wissenschaft und Praxis geben kann. Den „Marktdesigner“ treibt die Frage um, wie Märkte gestaltet sein müssen, damit sie die gewünschten Ergebnisse liefern. Etwa für die Vorbereitung von Klimaschutzverhandlungen könnten Erkenntnisse aus dem Labor weiterhelfen. Dieses Thema treibt auch Nash um. „Er interessiert sich dafür, wie es in Deutschland mit der Energiewende vorangeht“, verrät Ockenfels. Auf die Frage, welches Problem das drängendste unserer Zeit sei, nannte Nash 2006 in Köln die globale Erwärmung. „Aber wissen Sie, das ist nicht einfach.“

John F. Nash: Equilibrium Points in N-Person Games, Proceedings of the National Academy of Sciences, 1950

J. Nash, R. Selten, R. Nagel, A. Ockenfels: The agencies method for coalition formation in experimental games, Proceedings of the National Academy of Sciences, 2012



Illustration Alfons Holtgreve

LESERBRIEFE

Am Sonntag bereitete mir die F.A.S. ein Vergnügen ganz eigener Art: Das Glücksgefühl, das Sie für den Bach'schen Akkord beschreiben, stellte sich ein durch pure Lektüre Ihres wunderbaren Artikels. Bleibt auszuprobieren, ob sich das durch nochmaliges Lesen wiederholen lässt; wenn nicht, bleiben mir immer noch die Bach'schen Akkorde.

Thelse Schliebs, Ratingen zu „On Drums“ von Volker Zastrow (17. Februar)

niges davon selbst erlebt. Ob externe Organisationen wie der TÜV dazu in der Lage sind, ist fraglich. Solche gravierenden, systembedingten Fehlleistungen nach dem Eschede-Unglück 1998 sind in den anderen führenden Schienentechniken Frankreich und Japan offensichtlich nicht aufgetreten.

Dr.-Ing. Gerbard Fischer, Darmstadt

Dreißig Stunden I

Wirtschaft Zu „30 Stunden sind genug?“ von Sabra Wagenknecht (17. Februar):

Sehr geehrte Frau Wagenknecht, es ist schon interessant, wenn Sie einerseits behaupten, dass höhere Löhne nicht automatisch schlechtere Chancen im Export bedeuten, um dann gleich danach die geringere Lohnsteigerung in

Deutschland (Lohndumping in diesem Zusammenhang und bei den hohen Löhnen in Deutschland in der Exportwirtschaft zu verwenden ist dann doch etwas „klassenkämpferisch“) gegenüber Frankreich und den Niederlanden als Grund für die Erfolge beim Export auszumachen. Also haben Löhne doch eine Wirkung! Anscheinend haben sie in Ihrer Gedankenwelt nur eine Wirkung, wenn sie sinken, nicht wenn sie steigen. Oder wie ist dies zu verstehen? Dabei sollten Sie beachten, dass dies von der Gegenseite – also aus Sicht von Frankreich und den Niederlanden – genau umgekehrt ist. Also stimmt etwas in Ihrer Argumentation nicht. Der Unterschied ist nur: Die erste Argumentation ist nur eine Behauptung von Ihnen, die zweite Argumentation ist die Realität. Also bleiben wir doch besser bei der zweiten Argumentation: Die Höhe der Löhne hat einen Effekt bei der Frage der Wettbewerbsfähigkeit!

Jens Kruse, Würzburg

Dreißig Stunden II

Wirtschaft Zu „30 Stunden sind genug?“ von Lencke Wischhusen (17. Februar):

Sehr geehrte Junge Unternehmerin, 75 Prozent Arbeitszeit bei 100 Prozent Lohn katalysieren die Lohnkosten für die Unternehmen keineswegs nur um 25 Prozent, sondern definitiv um drastische 33,3 Prozent! Ein einfaches Zahlenbeispiel: Wenn ich zum Beispiel für 40 Arbeitsstunden 600 Euro erhalte (15 Euro Stundenlohn), dann in der Folgewoche für 30 Stunden, also 75 Prozent Arbeitszeit, ebenfalls 600 Euro, steigt mein Stundenlohn von 15 auf 20 Euro. Das ist von heute auf morgen ein Zuwachs von 33,3 Prozent! Prozentrechnung ist doch so einfach!!!!

Eberhard Grammes, Bingen

Verlangen

FEUILLETON Zu „Das System versagt“ von Jordan Mejias (10. Februar):

Wieder so eine Heilslehre, die von wortgewandten Vereinfachungen lebt. Was soll das heißen: „Wir wollen jetzt aber die Ressourcen, die es uns erlauben, unser Leben effektiv zu leben ...“ oder: „Früher mussten Waren einen inneren Wert an sich haben, um auf dem Markt verkauft zu werden. Stattdessen ist der Wert jetzt latent in der Erfahrung jedes Individuums vorhanden und kann nur realisiert werden, wenn das Verlangen des Individuums erkannt und erfüllt wird?“ Frau Zuboff wird sicher erkannt haben, dass das Verlangen des Individuums nicht autonom ist, sondern wesentlich durch Nachahmung bestimmt wird, nach dem Motto: Wenn mein Nachbar ein Auto hat, auf das er stolz ist, dann möchte ich auch ein solches haben; wenn mein Nachbar keinen Wert auf ein Auto legt, sondern lieber Fahrrad fährt, dann brauche ich auch kein Auto, sondern fahre lieber Fahrrad. Das ist mit den modischen angeblich urwüchsigen Verlangen des Individuums nicht anders: Wenn alle Welt Bioprodukte haben will, weil man nur mit ihnen „effektiv“ leben kann, dann wird dadurch auch mein individuelles Verlangen bestimmt. Die einzig wirklich autonomen Bedürfnisse sind die Bedürfnisse des vegetativen Lebens, also Hunger, Durst, Sex bzw. Fortpflanzung. Oder möchte Frau Zuboff das „legitime“ Verlangen des Individuums bestimmen?

Dr. Harald Kaltmeyer, Berlin

Leserbriefredaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, 60267 Frankfurt/Main. E-Mail-Adresse: Sonntagszeitung.Leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefveröffentlichungen zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

Armutsmigranten

Politik Zu „Großstädte schlagen Alarm“ von Reiner Burger und Rüdiger Soldt (17. Februar):

Wenn ich ein rumänischer Familienvater mit mehreren Kindern in Rumänien wäre, gar noch einer mehr oder weniger ausgegrenzten Minderheit angehören würde, und für meine Kinder kaum eine medizinische Versorgung bestehen würde, dann würde ich eben auch nach Deutschland „wandern“. Sicherlich kein Paradies, aber immer noch besser, auch für meine Kinder, als das, was vor Ort zu erwarten ist. Das bedeutet, wir sollten uns in Deutschland – finanziell und organisatorisch – darauf einrichten, dass sehr viele Menschen aus diesen Ländern zu uns ziehen werden. Nur keine Illusionen. Die EU wird ein wenig Geld geben – das vorher von Deutschland nach Brüssel überwiesen wurde! – aber ansonsten ist den anderen EU-Ländern, die genügend eigene Probleme haben, die Situation Deutschlands ziemlich egal.

Wolfram Wiesel, Rösraht

Pferdefleisch

Politik Zu „Aigner für mehr Kontrollen“:

Was bitte erwarten wir denn? Unser Essen soll schnell gehen, jederzeit verfügbar und unbedingt billig sein. Und dennoch muss es höchster Qualität entsprechen, gesund und lecker sein. Dass diese zwei Seiten in einem antiproportionalen Verhältnis zueinander stehen, wollen wir gar nicht sehen. Ich denke mit diesem Anspruchsdenken kommen wir einfach nicht weiter. Man kann (und sollte!) nun mal nicht alles haben. Wie wäre es, beim nächsten Mal einfach frische Bio-Zutaten einzukaufen und sich mittags etwas Zeit zu nehmen, um in Ruhe ein leckeres, gesundes und frisches Essen auf den Tisch zu zaubern? Danach ist man vielleicht um ein paar Euros leichter, aber man

